

Stämme im Süden der Stadt, hatte einem chinesischen Kaufmann ein Pferd verkauft. Kaum aber war der Handel abgeschlossen, so wurde ruchbar, daß der Tibeter das Pferd bei einem Nachbarstamm gestohlen hatte. Um nun nicht als gemeiner Dieb, sondern als Grandseigneur dazustehen, der einen solch fatalen Vorwurf nicht auf sich sitzen läßt, auch damit er nicht politische Schwierigkeiten für den ganzen Stamm heraufbeschwöre, war unser Tibeter gezwungen, das gestohlene Pferd dem früheren Eigentümer, einem Tibeter, zurückzubringen. Denn wie schon bei uns in der Raubritterzeit, so hält man auch überall in Tibet auf gute Sitte und guten Ruf. Der junge Mann geht also zum Chinesen, um das Tier zurückzukaufen. In seiner Not bietet er jenem sogar etwas mehr, als er bekommen. Der Chineser aber ist unerbittlich. Er will den Handel unter keinen Umständen rückgängig machen. Allzuviel freilich kann ihm der Tibeter auch nicht bieten, denn dieser hatte das Pferd nur geraubt, um seine Finanzen etwas auf den Damm zu kitzeln. Wie hilft sich in solcher Not ein Tibeter? Als der Chineser am Tag darauf sein Pferd aus dem Stall führt, rennt ihn der Tibeter über den Haufen, schwingt sich auf das Tier und verschwindet auf Nimmerwiedersehen in die Steppe. Seine Freunde bringen das Tier dem Besitzer, dem es zuerst geraubt war. Die Ehre ist gerettet. Ein Chineser zählt hier nicht.

Mein erster Gang am Morgen nach unserer Ankunft galt dem Örfu, dem Ting, im Innern der Stadt. Am Tor seines Yamens wurde ich mit Böllerschüssen empfangen. Eine große Ehrung in China, die ich der Empfehlung des Ambans und dem Wunsche, daß ich nicht von hier aus ins Ts'ao ti gehe, zu danken hatte.

Das Yamengebäude war in einem auffallend verwahrlosten Zustand; der Platz ist sehr unbeliebt bei der Beamtschaft. Keiner bleibt länger als ein Jahr und so läßt keiner die Amts- und Wohnräume herrichten. Bei Regenwetter halten nur ganz wenige Zimmer dicht. Selbst im Gästeraum hingen große Stücke des Papierplafonds von der Decke herab. Man sah durch die Löcher bis zu den Ziegeln des Dachfirstes hinauf und zwischen den Ziegeln lugte die Sonne herein. Zum Glück hatte ich das Gemach bei schönem Wetter aufzusuchen.

Ich wurde in denselben Raum geführt, in dem das Jahr zuvor der „Krieg von Kue de“ begonnen hatte. Auf derselben breiten Bank, auf demselben, mit einem schäbigen roten Baumwollstoff überzogenen Kissen wie ich saß damals Seine buddhistische Heiligkeit, der gefürchtete tibetische Lama, die Inkarnation vom sogenannten schwarzen Kloster, süße falsche Worte mit dem damaligen Ting von Kue de wechselnd. Er war auf die Bitte des Chinesen gekommen, um sich vor einer größeren Reise, die er anzutreten im Begriff war, als Freund zu verabschieden und hatte eben einen großen Yüanbau, ein etwa zwei Kilogramm schweres Silberstück, aus den Händen des Ting erhalten, um für ihn in Lhasa Weihrauch und indische Datteln kaufen zu lassen. Seine Begleiter, etwa 300 Bewaffnete, erwarteten ihn draußen in der Ebene vor der Stadt. Stundenlang redeten die beiden hin und her. Der Chineser wollte den Tibeter auch zum Essen da behalten. Das Kaufgeschäft, die süßen Worte, die Einladung, all das war aber nur Schein und Trug.

Der heilige Lama war bekannt als das Haupt eines Räuberstammes, der den armen Städtern das Leben verleidete. Unterhalb von Kue de, rechts vom Hoangho, hinter hohen steilen Bergen, in Schluchten, wohin man nur auf